

Schräges Licht

Erinnerungen ans Überleben und Leben

Bearbeitet von
Klaus Harpprecht

1. Auflage 2016. Taschenbuch. 560 S. Paperback
ISBN 978 3 596 19515 2
Format (B x L): 12,5 x 19 cm
Gewicht: 429 g

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Europäische Geschichte > Deutsche Geschichte](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](#) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Harpprecht, Klaus

Schräges Licht

Erinnerungen ans Überleben und Leben

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort 9

Teil I

Schräges Licht – oder *Briefe an Iris* 13

Kindheit in »Führers Reich« 27

Pfarrerssöhnchen 46

Schoss kein deutsches Flugzeug ab 59

Hitler dead 71

Lagerstudien 89

Keine Stunde null 100

Schule des Lebens 115

Liebe, Hunger – und eine Vision 130

Gitta – und kein Muff der fünfziger Jahre 144

Die erste Italienreise – und die Memoiren eines Geheimdienstchefs 162

Teil II

Bonn – und die Schule der Werbung 185

Die gescheiterte Revolution – Beginn der Ostpolitik 203

RIAS 212

Nein, Bonn war nicht Weimar 230

Das welthistorische Signal von Budapest 245

In Polen, 1956 259

Ferner Naher Osten 275

Amerika – und die Begegnung mit einem Genie 294

Ein Kontinent erobert mich 312
Die Rosenfrau und das Lob der Freundschaft 324

Teil III

Renate, das Leben 347
Deutsche Gespenster – und atlantische Heimsuchungen 370
Washington, das neue Rom 384
Die Carters und die Schmidts 410
Short Cuts – Fernseharbeit 433
Rückkehr nach Deutschland 451
Wahltriumph 1972. Neue Mitte. Israel am Abgrund 468
Willy Brandt: die Arbeit, die Freundschaft, der Abschied 488
Bilder aus alten und neuen Welten 508
Kinder 529

Dank 550
Personenregister 551

VORWORT

Dies ist keine Autobiographie. Kein Quellenwerk, das zur kritischen Untersuchung durch die Historiker einlädt. Kein Zeugnis der Zeitgenossenschaft, das die Ereignisse und die Gestalten des 20. Jahrhunderts in ein neues Licht rückt. Ich befand mich kaum je im Zentrum dessen, was man wohl die geschehene Geschichte nennt; auch in der Ära des Kanzlers Brandt hinterließ ich nur ein paar Spuren im Wort, setzte vielleicht ein paar Akzente, mehr nicht (aber das ist schon viel für eine Journalisten-, Fernseh-, und Autoren-Existenz). Doch ich arbeitete viel, und ich schlug, nur halb im Scherz, für mich den Epitaph vor: ... wenigstens war er fleißig. Was ich am Zustand der Welt bemerkenswert fand, habe ich in tausend Artikeln, weiß nicht wie vielen TV-Filmen und Live shows, in Büchern über Amerika, Frankreich, Deutschland, Österreich, selbst Japan unter die Leute zu bringen versucht. Das auch nur in der Essenz zu wiederholen, wäre langweilig, vor allem für den Autor.

Dies ist eine Lebenserzählung. Der Bericht über ein eher bewegtes Leben, aufgeschauert von der Zeitgeschichte, aber auch von der eigenen Neugier, der Lust an der Freiheit, dem Vergnügen an der Grenzüberschreitung, dem Sog der Fremde. Die Arbeit nahm ich ernst, die sogenannten öffentlichen Pflichten zählten viel – aber nicht weniger wichtig, oft wichtiger war mir das persönliche, das private Leben: Es waren und sind die Menschen, die es bestimmten: die Freunde, die Freundinnen, die Lieben und die Liebe – und mehr als alles andere Renate, die Lebensliebe, die Partnerin seit fünfeinhalb Jahrzehnten.

Wenn die Deutschen von sich selber reden, dann meist von ihren Funktionen, ihren Urteilen über Gott und die Welt, von ihrer öffentlichen Existenz (die sie so oft überschätzen). Vielleicht ein unseliges

Erbe Preußens, in dem es geradezu genant war, auch privat zu existieren, und geradezu staatsfeindlich, »ich« zu sagen (selbst der ich-besessene Wilhelm zwo zog sich am liebsten auf das »wir« des Pluralis Majestatis zurück).

Man sprach davon, dass wir Deutschen das Leben gering achteten. Das traf in dieser Pauschalität niemals zu. Aber man darf dennoch sagen, dass die Deutschen nach der totalen Katastrophe des lebensfeindlichen Nazireiches das Leben erst recht so zu lieben lernten, zuerst in der Bundesrepublik, hernach auch in der Ex-DDR.

Ich liebte das Leben (und liebe es, vom Alter eingeengt, noch immer). Ich liebte die Liebe, die Essenz des Lebens, und ich liebe sie noch. Das Private beansprucht darum in meinen Erinnerungen den gleichen Raum wie der Beruf und die sogenannte Zeitgeschichte. So will es meine Lebensliebe. Sie hat hier das erste und das letzte Wort.

La Croix-Valmer, im August 2014

TEIL I

Schräges Licht – oder *Briefe an Iris*

Liebe Iris, die klarsten Spuren meiner Erinnerung finden sich in meinen Briefen an Dich. Du hast, zu meinem Glück, Deine so vitale und so sensible (und unerschöpfliche) Lebensneugier gelegentlich auf mich und vor allem auf Renate übertragen. Es blieb mir, es ist ein paar Jahre her, gar nichts anderes, als in einer Art Trance mehr als siebzig Briefe mit Geschichten von meinem, von unserem Weg durch das vergangene Jahrhundert zu schreiben. Ich korrigiere mich: Es sind in Wahrheit doch meist meine Geschichten. Renates Geschicke kann ich nur andeuten. Es wäre eine Anmaßung, wenn ich mehr versuchte.

Du weißt, wie sehr ich mich zunächst dagegen sträubte, die eigenen Erinnerungen aus Thomas Manns »tiefem Brunnen der Vergangenheit« zu fischen. Ich lebte (und lebe, soweit es angeht) so viel lieber im Heute – und ich denke nicht daran, nach den Stichworten und Stichdaten meiner Wanderung durch die Zeiten in den abertausend Manuskripten und Korrespondenzen zu wühlen (die in den Kellern eines Berliner Archivs sorgsam verwahrt werden, für irgendjemanden, der eines Tages auf den Einfall gerät, nach einer Nuance, einer Farbe, einer Stimmung der Zeitgeschichte zu fahnden).

Dies ist keine ordentliche Autobiographie, hieb- und stichfest, streng realitätsgetreu – weiß man denn, was die Wirklichkeit war? –, womöglich mit einem Anflug von Feierlichkeit geschrieben. Überdies fürchte ich, vermutlich zu Recht, jene trippelnde Alterseitelkeit, die zu beobachten die schiere Peinlichkeit ist. Sie lässt sich leicht erklären: je mehr wir (biologisch) an die Grenze des Lebens rücken, umso größer die Versuchung, uns rückblickend ins Zentrum der Ereignisse zu drängen, in dem wir in Wahrheit selten anzutreffen waren. Ein Kollege, der zuweilen als

der »letzte Preuße« gefeiert wurde, schrieb mir vor geraumer Zeit, wir seien »nun unversehens Figuren der Zeitgeschichte« geworden, nicht länger nur Zeugen. Sind wir das? Natürlich nicht. Wir waren in der Regel weniger wichtig, als wir es gern gewesen wären. So verließ ich mich bei der Niederschrift meiner Erinnerungen ganz darauf, liebe Freundin, dass Du mit der höflichen Ironie, über die Du verfügst, den Zeigefinger heben würdest, wenn ich das Maul zu voll nähme. Außerdem gibt es die Lektorin, deren scharfem Geist nichts entgeht, was Du übersehen hast. Oder meine Lebenslektorin R. Dir Dank für die Ermutigung. Ich gehe die Arbeit nicht ohne Herzklopfen an.

Suche nach einer Heimat. Gegen vier Uhr fällt der Schatten über das Tal, doch über dem Weinfeld, das sich zum Meer dehnt, liegt noch eine Weile das volle Licht. Es wandelt sich langsam vom flirrenden Weiß ins weichere dunklere Gelb des Abends – dieses mediterrane Licht, das die Maler des 19. und frühen 20. Jahrhunderts süchtig machte. Das Wunderlicht der Provence, das man niemals mehr missen möchte. Das Licht, das Depressionen heilen kann (wenn es auch nicht alle Melancholien vertreibt). Das Licht, das uns – Renate und mich – vor vier Jahrzehnten bestimmt hat, hier unsere Heimat zu suchen. Hier und nicht im Gewinkel von Tübingen, aus dem die väterliche Familie stammt, nicht auf einem Hügel überm Neckar, an dem die schwäbische Landschaft an den schönsten (allzu seltenen) Sommertagen hellenisch überglänzt ist (wie Hölderlin sie wahrnahm). Nicht in Berlin oder an einem der idyllischen Seen seiner Umgebung, von denen es nicht weit ist zum Spreewald, in dem die sorbische Sippe der Mutter beheimatet war – und Leute der fernen Verwandtschaft noch immer die Sprache jener Minorität sprechen, dem Polnischen verwandt. Polen ist so nahe gerückt, und wir lernen erst jetzt, dass es ein Nachbar ist. Nahe gerückt auch Breslau, wo R. aufwuchs, zuletzt mit dem gelben Stern, der sie und ihre Schwester für Auschwitz bestimmt hatte. Es war ihr beim Wiedersehen fremd geworden, nicht allein weil dort nun die Generation polnischer Bürger heranwächst, deren Großeltern – auch sie Vertriebene – die zertrümmerte Stadt sorgsam wieder aufgebaut haben. Längst ist es den Enkeln

eine Heimat geworden, deren deutsche, österreichisch-preußische Geschichte sie nicht leugnen, sondern als die ihre akzeptieren. Nicht die Polen, sondern die nazistischen Behörden hatten R. das Bürgerrecht entzogen. Die deutschen Nachbarn blickten damals gleichgültig bei-seite, manche vielleicht beschämt, während der braune Pöbel johlte, als die Eltern vom Sammelplatz zum Deportationszug getrieben wurden. Damals ging R. die Heimat zugrunde.

Und Amerika, wo wir mehr als eineinhalb Jahrzehnte gelebt und gearbeitet haben? Ein Hauch von Fern- und zugleich von Heimweh wird bleiben. Süd-Virginia, dachte ich lange, wäre die Erfüllung einer Sehnsucht, die ich durch die Lektüre junger Jahre, durch die großen Filme, durch die Dramen von Tennessee Williams und durch Eindrücke einer frühen Reise schon im Herzen getragen hatte, als wir uns dort niederließen. Das satte Grün der Hügel über dem Potomac River im Frühjahr, die schweren Sommernächte, die leuchtenden Wälder im Herbst, die noch so viel Wildheit verbergen; die trägen kleinen Städte, die Plantagenhäuser in ihrem matten Weiß, drinnen der Geruch des alten Holzes, über dem Aufgang die rührend-stolzen Säulen. Jefferson-Land. Ein Hauch von Klassizismus, der sich so merkwürdig und so attraktiv mit den Passionen und Traurigkeiten des Südens verbindet. Der humane Reichtum, der sich erst ganz zu erkennen gibt, seit die Töchter und Söhne der Sklaven frei sind, Bürger gleichen Rechts (freilich die meisten immer noch arm); die Vitalität, die sich offenbarte, seit die University of Virginia, architektonisch die schönste der Vereinigten Staaten (von Jefferson entworfen), zu einem Viertel oder Drittel schwarze Studenten zählte, bis heute zur Nachbarschaft mit den dumpfen weißen Fundamentalisten verurteilt, unter denen die hässlichen Auswüchse der religiösen Talente des Landes nach wie vor wuchern. Auch damit müsste man dort leben. Ein bleicher Kerl mit flackerndem Blick hatte mich einst in einem der Nester herrisch zur Rede gestellt: »Do you believe in our Lord Jesus Christ?« Antwortete kühl, trotz einer Regung des Zorns: »That's not your business.« »Are you Jewish or what?«, insistierte er. In seinen Augen der blanke Hass – auch das der Süden des Sehnsuchtslandes. Dennoch: In einem der alten Plantagenhäuser die

Bibliothek aufstellen, draußen hinter den weißen Zäunen ein paar Pferde ...

Vielleicht hätte man jünger sein müssen, um Amerikaner zu werden. Überdies hatte sich die Hauptstadt und mit ihr das halbe Land dem schlichten Geist Ronald Reagans gebeugt, gerade als wir uns fragten, ob wir bleiben sollten oder nicht. Europa, dachten wir, hat es hinter sich (wenigstens fürs Erste), als später unter Bush junior und seinem autoritären Vizepräsidenten Dick Cheney die folternden Geheimdienste freie Bahn hatten, als wir die Ausbrüche der Soldateska registrierten, als wir zur Kenntnis nahmen, dass die Armee vielfache Mörder ungeschoren lässt, als sich die Generalität und ihre politischen Chefs aufzuführen begannen, als hätte es niemals einen Nürnberger Gerichtshof und die Urteile von Landsberg gegeben.

Wir waren auf einer Ferienreise ins Licht des *midi* geraten. Es ist so anders nicht als das Licht des amerikanischen Südens, das nach dem verhangenen Himmel der schwülen Sommer im Herbst metallisch brilliert, das die Luft so klar werden lässt und den Himmel so hoch wie nirgendwo sonst auf der Welt. Aber hier der Zauber der mediterranen Winter. Die Stille, die dem Land wiedergeschenkt ist, wenn sich die Touristen davon gemacht haben. Das Rascheln des Windes im braunen Weinlaub.

In den Schatten des späten Nachmittags lösen sich manche Konturen auf. Andere glänzen plötzlich im schrägen Licht des zögernden Abends. Das Château mit seinem schlanken Turm über dem kleinen Städtchen landeinwärts. Es leuchtet mitsamt den alten Dächern, als habe es sich aus einem italienischen Gemälde des Übergangs der Gotik zur Renaissance gelöst, als die Maler anfangen, die Madonnen und die Heiligen nicht länger auf Goldgrund, sondern vor idealen Landschaften mit ihren sachten Farben zu feiern.

Das schräge Licht des späten Nachmittags – es kann auch mitten im Kurvenschwung auf die Augen treffen. In der Blindheit lässt sich nur hart auf die Bremse treten und per Stoßgebet flehen, dass nicht just in diesem Augenblick ein Auto aus der Gegenrichtung unser schmales Sträßchen heraufklettern möge. Das schräge Licht kann scharfe Schlagschatten werfen, zumal in den alten Alleen der Departementstraßen. Man erzählt

in der »Bar du Sport«, einst habe ein von den Schattenschlägen zermürbter Chauffeur die Kontrolle über sich selbst verloren, jäh gestoppt und der Beifahrerin in einer Aufwallung so heftig auf den Kopf geschlagen, dass sie sofort tot war. Indes, die Richter hätten dem Mann eine vorübergehende Unzurechnungsfähigkeit zugebilligt, vielleicht durch eigene Erfahrungen gewitzt: drei Jahre mit Bewährung. Sie kassierten nicht einmal den Führerschein.

Das schräge Licht des Abends verändert – im Rückblick – die Landschaft des eigenen Lebens. Was uns im weißen Licht der Mittagsjahre wichtig war, scheint nun in den Schatten der Dämmerung zu geraten. Anderes, das wir einst übersehen haben, gewinnt plötzlich Kontur und Farbe. Das Gedächtnis steht nicht still. Es formt sich an jedem Tag, mehr noch in den Nächten unablässig um. So lange wir atmen, ändern wir – ohne es recht wahrzunehmen – unsere Biographie. Nichts ist wahrer als das Urwort, das Heraklit zugeschrieben wird: *panta rhei* – alles fließt.

Vor mehr als dreißig Jahren rettete ich mich aus einer professionellen und persönlichen Krise in eine Arbeit, die keinen langen Anlauf brauchte, ich schrieb dreihundert Seiten einer Art Autobiographie, dann beförderte uns eine neue Aufgabe zurück nach Amerika. Das Manuskript verschwand unter Stapeln von neuen Büchern und Korrespondenzen. Hatte es fast vergessen. Als meine Papiere in einem Möbelwagen nach Berlin ins Archiv der Akademie abtransportiert wurden, zog ich den Ordner mit den biographischen Aufzeichnungen aus dem Gebirge der Arbeits- und Lebenszeugnisse, stellte ihn ins Regal – und schlug ihn niemals auf.

Erst jetzt, im Anlauf zu diesem neuen Versuch, blätterte ich in den Seiten. Es war kein Fremder, der mir bei der Lektüre begegnete, doch ein anderer; nicht völlig identisch mit dem, der ich heute zu sein glaube. »Kein schweres Leben«, sollte das Buch damals heißen, nein, ursprünglich sogar (mit einer Prise Ironie, versteht sich) »Ein leichtes Leben« – doch diesen Titel hatte Robert Neumann, der Erzähler und große Parodist, für seine Lebensbeschreibung okkupiert. (Jener Neumann, dessen wichtigsten Roman, *Die Kinder von Wien*, ich für die »Andere Bibliothek«

wieder ausgrub, jener Neumann, der seinen Todfeind – der sich gleichfalls am Lago di Como niedergelassen hatte – mit roher Bosheit bedichtete: »Es stinkt der See / Die Luft ist rein / Hans Habe muss ertrunken sein.«.)

Was mich vor drei Jahrzehnten zu interessieren schien, geht es mich heute noch etwas an? Die Machtspiele in den ersten Redaktionen, denen ich angehörte? Was haben sie bewegt, außer einem kleinen Aufruhr des Selbstgefühls der Beteiligten, unter denen ich der jüngste war? Nicht viel. *Christ und Welt*, das protestantische Wochenblatt (das damals eine höhere Auflage hatte als *Die Zeit*), wurde lange nach meinem Abschied von der Redaktion in einem ziemlich ausgemergelten Zustand an den *Rheinischen Merkur* verkauft, die Zeitung der katholischen Bischöfe. »Christ und Welt« wurde nur noch beiläufig im Untertitel erwähnt. Ein Vierteljahrhundert später wurde es unversehens aus seinem Schattendasein geweckt, wiederum durch den Holtzbrinck-Konzern (inzwischen Eigner der *Zeit*), der sich nun des altersschwachen *Rheinischen Merkur* erbarmte und seinen Ruinenverwaltern ein Dach unter ihrem Hamburger Paradeblatt gewährte. Den *Merkur*-Abonnenten bot der Verlag eine Beilage an, für die man sich des lange dahingeschiedenen Protestantensblattes *Christ und Welt* entsann. Nun prangt der Titel (ökumenisch verstanden) in großen Lettern über den sechs oder acht munteren Seiten, die von zwei oder drei agilen Christen redigiert werden. Die tüchtigen jungen Kollegen scheinen nicht zu ahnen, dass der älteste Hausautor der *Zeit* das letzte überlebende Mitglied der Gründungsredaktion von *Christ und Welt* ist. Warum sollten sie es auch? Diese Fügung ist nicht mehr als eine Fußnote zur Frühgeschichte der Bundesrepublik, eine halb verwehte Spur, kaum noch erkennbar.

Worüber redeten wir uns damals die Köpfe heiß, vor mehr als sechs Jahrzehnten? Lohnte es sich, die kontroversen Stücke von damals, zum Beispiel über die Lockung der gesamtdeutschen Neutralität (der Martin Niemöller, Hitlers »persönlicher Gefangener« in Sachsenhausen und in Dachau, mit deutschnationaler Leidenschaft das Wort redete), über die Vorzüge von Adenauers Westbindung, über den theologischen Radikalismus von Karl Barth, in den alten Bänden aufzublättern? Vielleicht für spezialisierte Historiker. Lebhafter als die gescheiterten Redakteure ist mir

der Hausmeister im Gedächtnis, der in der verwitternden Flakbaracke, die uns als Unterkunft diente, für Ordnung sorgte; ein eher kleinwüchsiger, hagerer Mann an die fünfzig, mit harten, prüfenden Augen, den schiefen Mund oft zu einem maliziösen Lächeln verzogen. Er stemmte am Feierabend, wenn wir uns auf den Weg zur Straßenbahn machten, gern die Fäuste in die Hüften und bellte uns in deftigem Schwäbisch nach, ob wir den Tag damit vertan hätten, unseren kapitalistischen Unsinn zu schreiben – he? Es komme anders, er wisse es, er sei Kommunist, und er werde bestimmen, wer von uns zuerst an die Wand gestellt werde. Dann lachte er heiser. Seinen Namen habe ich vergessen. Aber nicht, dass der rote Schreier mir manchmal ein Stück Brot mit Speck zusteckte (weiß der Teufel, woher er den hatte).

Das war ungefähr in der Neige des Jahres 1947. Jedenfalls vor der Währungsreform, die über Nacht Brötchen und Brezeln in die Schauwindower der Bäcker und ein Dutzend Wurstsorten in die Auslagen der Metzger beförderte. Vor der D-Mark, von der keiner ahnte, dass sie ein deutscher Mythos werden könnte. Mehr als ein halbes Jahrhundert vor der Etablierung einer europäischen Währung, an die damals keine Seele zu denken wagte – noch lange nicht nach Winston Churchills Vision vom vereinten Europa, das er auf das Fundament der deutsch-französischen Versöhnung gebaut sehen wollte. Der alte Magier hatte im September 1946 den Zusammenschluss der westeuropäischen Staaten und die deutsch-französische Kooperation in seiner tollkühnen und hellstichtigen Rede an der Universität von Zürich zur Pflicht für die Sieger und die Besiegten des Zweiten Weltkriegs gemacht – als die einzige Chance, dem totalitären Koloss jenseits des Eisernen Vorhangs zu widerstehen. Für mich – und viele andere – war Churchills Rede das erste Signal einer Hoffnung, der ich zeit meiner Tage nachzuleben versuchte, der Leitgedanke meines politischen Engagements, der wichtigste Wegweiser bis heute. Immerhin, das europäische Fundament ist gebaut – es muss gefestigt werden, das gewiss, damit es niemals mehr von den Sprengversuchen nationalistischer Menschenfeinde erschüttert werden kann.

Hätte mir damals jemand einzureden versucht, ich würde an der Seite einer wunderbaren Frau deutsch-jüdischer Herkunft auf einem Flecken

Erde im Süden Frankreichs die Heimat für den Rest der Tage finden, ich hätte dem offenkundig Verrückten den Weg zum nächstgelegenen Irrenhaus gezeigt (an denen im Schwabenland kein Mangel war). Dieses Leben: ein Mirakel, dem anders als mit Dankbarkeit zu begegnen ein Zeugnis ordinärer Dummheit wäre. Ich hätte auch knapp und wahrhaftig schreiben können: »Dieses Leben – ein Glücksfall«. Im Vorwort jenes Buches, mit dem ich vor drei Jahrzehnten begonnen hatte, pries ich den Winkel, der uns zur Heimat wurde, auf meiner klappernden alten Olympia-Reiseschreibmaschine, die wenigstens vier Kilo wog – die erste große Anschaffung des jungen Bonner Korrespondenten von *Christ und Welt*. Heute schreibe ich schwerelos auf dem Laptop. Die Technik hat sich radikal, die Empfindungen haben sich nur in Nuancen gewandelt.

Als wir uns auf diesem Stück Land eine halbe Stunde südwestlich von St. Tropez ansiedelten, fand ich im Gestrüpp eine Schildkröte, zwanzig Zentimeter lang, gut zwei Pfund schwer. Ich nahm sie auf, betrachtete den gelb-schwarzen Panzer, setzte sie nieder und wartete, bis sie es wagte, die Lage zu erkunden. Sie schaute nicht unfreundlich aus dem uralten Gesicht. Ein Geschöpf der Vorzeit, das meine Gegenwart gelassen zur Kenntnis nahm. Kein Fluchtversuch. Die Echse verharrte still. Mir gefiel die Beharrung, die (wie es schien) angstlose Sicherheit, die Abwesenheit jeder panischen Regung. Ich empfand die Anwesenheit der Echse als ein Zeichen, dass wir auf diesem Stück Erde Glück haben könnten. Seitdem sah ich selten ein Tier in der Wildnis ums Haus; gelegentlich ein Karnickel, ein paar Eidechsen, einmal eine wintermüde Viper, die ich am Leben ließ – und die Wildsäue, die in den Winternächten R.s Garten umgraben (es werden immer mehr, und die großmäuligen Jäger werden der Plage nicht Herr). Weiter unten am Bach im Bambusgebüsch müssen Frösche hausen. Aus der Senke des Tals erklingt im frühen Sommer der Gesang der Nachtigallen; sie respondieren, wenn ich die Musik laut aus den geöffneten Türen wehen lasse. Sie begrüßen die Klarinette im Quintett von Brahms wie eine verwandte Stimme.

Das Tal ist von Weinfeldern gefüllt, die in sanftem Schwung die Hänge mit den Pinienwäldern, dem Gestrüpp, den Gärten und Villen erreichen. In der Mitte die alten braunen Mauern eines Gutshofes, dessen Haupt-

haus ein angenehmes Hotel geworden ist (keineswegs billig). Dort schlagen nachts die Hunde an. Über dem Weinfeld ein unbefestigter Weg, Korkeichen mit ihren silbergrauen Blättern, ein riesenhafter Eukalyptusbaum (wie der Bambus ein Geschenk der kolonialen Vergangenheit Frankreichs), grünes und rotes Weinlaub, ein paar Margeriten, rissige Erde zwischen den Steinen. Ein Stück vollkommener Ländlichkeit. Wenn die Mittagsluft zitternd über dem Rain steht, weiß ich, dass einer der Vorimpressionisten hier ein Bild gemalt hätte. Spuren menschlicher Arbeit und Erde wuchsen zu einer anspruchslosen Einheit zusammen. Sie ist das, was der amerikanisch-französische Mikrobiologe René Dubos die zweite Natur genannt hat, die Europa in zwei Jahrtausenden der Bestellung seiner Landschaften schuf.

Unten mündet die Ausfahrt vom Hotel schnurgerade in eine Palmenallee, an die bis zum Meer hin links und rechts wiederum Weinfelder grenzen. Das Wort Allee übertreibt; tatsächlich säumen die gedrungenen schweren Stämme nur einen Feldweg, auf dem alte Äste herumliegen, von denen ich nicht weiß, ob sie im Winde brachen oder von einem Palmenbeschneider (ein gut bezahlter Beruf) abgesägt wurden. Es sind keine Königspalmen. Die Krone wächst aus den Wülsten kurzer, mächtiger Stämme, die ihre Jahresringe außen auf der rissigen Haut wie Narben tragen. Parasiten wuchern über den dicken Rinden. Wenn der Wind nur leicht geht, machen die Blätter ein trockenes Geräusch. Der Ton wird manchmal flüsternd und vermengt sich schwerelos mit dem eiligen Spiel von Licht und Schatten. Das Braune des Weges, das Graue der Stämme wird im Dickicht links und rechts von wechselnden Nuancen des Grüns aufgesogen. Wenn die Mimosen- oder die Ginsterbäume blühen, münden alle Farben in ein glorioses Gelb. Eine Brombeerhecke, in der Bienenschwärme schwirren. Ein Feigenbaum mit satten, fleischigen Blättern. Oleander. Irgendein Gesträuch mit roten Beeren. Die Farben schweben. Das Licht im Grün, die Ahnung von Feuchtigkeit, der matte Geruch von Gewächs und Erde, Früchten und Holz – dies wahrzunehmen ist eine Art Glück. Man hat es in den Gärten der Kindheit erfahren. Man fand es in den Bildern von Monet oder Pissarro. Man erlebte es, wenn man mit einer Frau durch eine sommerliche Landschaft ging.

Das ist keine Schönheit, die überwältigt. Es findet keine Verzauberung statt. Keine Feenhand winkt. Kein Mythos setzt sich rauschhaft in Bewegung. Kein Pan hockt im Blattwerk. Diese Natur ist menschengemacht und für Menschen hergerichtet. Die Schönheit folgte einem ordnenden Willen. Die Palmenallee verdankte ihre Entstehung dem ästhetischen Vergnügen oder der Prahlucht eines Gutsherrn. Sie ist überdies nützlich, schenkt Schatten auf dem Weg durch die Felder und zur See hin. Das andere ergab sich. Die Harmonie dieser »gestalteten Landschaft« ist nicht überschwänglich, ihre Anmut nicht einmal betörend.

Als wir uns hier niederließen, warnte der schwäbische Verleger Klett, die allzu offene Schönheit des Südens taue nicht für Leute meiner Sorte; die brauchten die herberen Prüfungen des Nordens, seine Spröde, seine Kargheit. Der Mahner, gescheiter als die meisten seiner Autoren, vergaß die Strenge des Südens, die nicht nur eine Folge von Trockenheit und Verkarstung, sondern auch ein Produkt menschlicher Wirtschaft ist: höchste Nutzung dürrtiger Böden, Mühsal der Beackerung, Geduld von Jahrhunderten. Der Süden kennt die aufschäumende, verwirrende Fülle des nordischen Frühlings nicht, auch nicht das Leuchten des Herbstes, das den Geruch von Fäulnis und die Traurigkeit des Verwelkens überstrahlt. Das Rauschen und Raunen, die verzauberten Wälder, die streifenden Geister, die geflüsterten Märchen, das übermächtige Glück und der Sturz in bodenlose und manchmal liederliche Depressionen: das ist gefährliches Nordland. Traumland. Zauberland. Todesland.

Der Süden zwingt zur Gefasstheit. Er diszipliniert. Die Luft ist weicher, aber sie erzwingt eine harte Zeichnung der Konturen. Die Temperamente mögen lebhafter sein, doch der Geist ist nüchterner. Man muss früh aufstehen, um noch die sanften Schleier des Nebels zu sehen, aus dem erst die Schirme der Pinien herausragen, als seien sie auf japanisches Seidenpapier getuscht. Die Sonne bringt hernach eine Klarheit, die erbarmungslos sein kann. Die Härte hebt sich erst wieder auf, wenn die Bergketten ihre Schatten von Grün und Grau über Blautöne zum Lila in den Abendhimmel staffeln. Die Grausamkeit des Mittags aber schafft ihre eigenen Melancholien. Man zieht sich in den Schatten zurück. Man wartet. Man lässt geschehen. Und man fährt mit der Arbeit

fort, wenn die Mittagslähmung gebrochen wird, am Nachmittag, wenn der Wind aufkommt. Man hat gewartet. Man war geduldig. Haltlosigkeit war nicht erlaubt. Nun schreitet man freier aus.

Ich bin nicht sicher, ob der Süden heiter genannt werden kann. Er hat sich in Jahrtausenden geübt, Schwere aufzuheben, das wohl. Doch hinter dem Lachen wohnt oft ein Ernst, der keine Verzweiflung erlaubt und deshalb tapferer ist als der depressive Grimm des Nordens. Man ist der Erde, die man so lange und so intensiv kultiviert hat, näher als es die Beschwörer von Blut und Boden jenseits des Gebirges jemals waren. Der Sinn für Ordnung ist in archaischer Erfahrung gebunden, und er ist stark genug, das Unordentliche gewähren zu lassen. Die soziale Disziplin, so gründlich gelernt, braucht nicht jene Überorganisation des Nordens, die nichts anderes ist als angstvolle Selbstbewachung und stete Abwehr eines chaotischen Anarchismus. Der Süden stürzt sich nicht in den Schmerz, doch er scheint leidensfähiger zu sein. Er setzt nicht zu viel Vertrauen in die Veränderbarkeit des Menschengeschicks, sondern überlässt sich lieber einem grundsätzlichen Fatalismus und in den täglichen Dingen der robusten Vernunft.

Der Süden ist Melancholie und Maß. Aus der Ergebung stammt jenes »Leichte«, das nur der flüchtige Gast als blöde Fröhlichkeit verkennt. Sie wächst aus einer Vermengung von Résistance und Resignation, von Demut und Tapferkeit, Formbewusstsein und Toleranz.

Das »Leichte« wird so zur Tugend, wie das Griechenland der Antike die Schönheit als tugendhaft verstand. Das »Heitere« erweist sich als Respekt vor dem Lebensernst, den man nicht im Aperitif-Geplauder oder im Bürogeschwätz verschleißt. Es hält die Passionen zuverlässiger in Schach, als dies die Reglementierung der Daseinsregung im Norden vermag. Es schützt nicht immer den Menschen vor sich selber. Es bewacht die Abgründe, die man schließlich zu sehr fürchtet, um in ihnen mit Tiefsinn herumzubohren. Es gibt sie, doch es ist besser, über sie hinwegzusehen. Sie heben sich dadurch nicht auf, man lebt mit ihnen auf verschwiegene Weise. So wie es das Heilige gibt, das ohne die belustigte Profanierung unerträglich würde. So wie es den Tod gibt, der auf den Friedhöfen eingemauert ist in feste Häuser: ein Nachbar, von dem man

sich lieber fernhält. Zugleich wird seine Anwesenheit durch einschüchternde Mausoleen bestätigt. Das ist etwas anderes als die schwelgende Gartenpracht der nordischen Gottesäcker, in denen der Prozess der Verwesung frühlinghaft gefeiert und winterlich beweint wird. So einfach schenkt der Süden ein geformtes Menschenleben der Natur nicht zurück.

Auf dem Friedhof unseres Dorfes ist der Raum knapp geworden. Indessen bot uns eine Freundin an, unsere Reste in der Grabkammer ihres Hingeschiedenen unterbringen zu lassen. Es ist ein ansehnliches Gehäuse mit genügend Platz für uns alle. Ich weiß nicht, wie oft ich bis dahin den Weg durch die Palmenallee noch machen werde. Er ist eine gute Einübung. Am Ende steht linkerhand hinter Fichten und Gebüsch das elegante Sommerhaus, das einst dem Verleger Gallimard gehörte. Rechts ein breiter Saum von Bambus, der das Weinfeld vor den Winden schützt. Eine kleine Düne und die Öffnung zum Meer. Am liebsten schwimme ich, ehe der Mittagswind aufkommt. Ich mag die sanfte, seidene Glätte des Wassers. Ich schätze es, wenn sich der Grund – bewachsen oder sandhell – ahnen lässt. Ich bin ein langsamer Schwimmer.

In meiner Kindheit gingen unglückliche junge Menschen noch ins Wasser. (Auch meine Mutter drohte mit diesem Tod.) Manchmal zogen die Fischer – es gab sie noch – die Leiche eines schwangeren Mädchens oder eines liebeskranken Seminaristen aus dem Fluss. Im Städtchen wurde dann viel geraunt. Die Farbe des Neckars war selten hell. Er strömte meist grau oder bräunlich. An den Ufern ragte Wurzelwerk ins Wasser. Der Boden war schlammig. Man wagte sich trotzdem in die Nähe des Damenbads, schlich an Land und äugte in die Kabinen. Man sah fast nichts und ahnte viel. Dann schwamm man, von doppelter Unheimlichkeit beschwert, zurück zum Herrenbad. Vor ein paar Jahren bemerkte ich zu einer jungen Frau, an einem der Alsterkanäle in Hamburg, es sei wohl eine Folge der Verschmutzung, dass niemand mehr ins Wasser gehe. Sie sagte nichts. Ein paar Wochen später kam die Nachricht aus Athen, dass sie sich ertränkt habe.

Das Wasser habe ich erst am Meer lieben gelernt. Ich gewöhnte mich daran, mit leichten Bewegungen zu treiben und zu schweben, mich den

sachten Wellen zu überlassen. Ich freute mich daran, auf dem Rücken liegend, unser Haus über den Weinfeldern zu erkennen. Dazu musste man bis zu den äußeren Bojen schwimmen. Wenn es nicht zu kalt und die See nicht zu aufgereggt war, machte mir diese Entfernung keine Mühe. Ich brauchte mich an keiner Boje festzuhalten, um Atem zu holen. Doch manchmal, ohne Anlass, überkam mich eine Furcht vor der Tiefe. Das Ufer, sogar die nächste Boje wirkten fern. Ich glaubte, von einer untergründigen Strömung fortgeschwemmt zu werden. Draußen nichts. Die Inseln, so nahe sie, schlechtes Wetter ankündigend, auch gerückt sein mochten, waren weiter weg als der Tod. Ich bewegte mich hastiger, die Stöße der Beine wurden kürzer, das Rudern der Arme aufgeregter. Ich bemerkte die unüberwindbare Schwere der Glieder. Glaubte nicht mehr, dass Wasser trägt. Ich begriff, dass ein Menschenkörper schwerer ist als Wasser. Atmete schneller, kam nicht voran. Ich sagte mir, dass mein Rufen niemand hören werde. Sekunden der Panik. Zugleich war mir deutlich, dass Hektik der Untergang wäre. Befahl mir Ruhe. Die Bewegungen ordneten sich. Neue Energie strömte in die Nerven. Ich legte mich wieder vertrauensvoll in die Wellen. Die Tiefe hob sich auf. Man muss sich leicht machen. So kommt man voran. Vernunft und Natur gestatten es durch eine schwebende Übereinkunft. Man steigt ans Ufer. Die Sonne trocknet die Furcht.

Für Sekunden oder Minuten hatte man das Unendliche berührt, das überall im Endlichen verborgen ist. Das kann ein Schock sein. Aber auch eine kleine Offenbarung. Wir nehmen für einen Augenblick den Reichtum der vielen Existenzen in uns und um uns wahr. Wir ahnen die tausendfachen Verwebungen des kleinen Ich in die Leben, in das Leben ringsum. Wir fangen an zu verstehen, was Menschengeschichte ist. Wir sind Geschöpfe des Zeitlichen, zu einem Ende bestimmt. So können wir Leben nur als Geschehendes und als Geschichte verstehen. Jedes Leben hat seine Geschichte. Jedes trägt ein Quäntchen zur Geschichte der Menschen bei. Und manche mehr als ein Quant: die Höhlenmaler, die sich als die Ersten ein Bild vom Leben und seinen Geschöpfen machten, Bilder, die überdauern sollten; oder die Geduldigen, die zum ersten Mal Weizen ausgesät haben. Wir zehren nach Jahrtausenden noch immer

von den Wundern ihrer Existenz und ihrer Leistung, wie die Menschheit auf unabsehbare Zeit von den Psalmen oder der Musik Johann Sebastian Bachs oder vom Denken Isaac Newtons zehren wird. Ihr Werk wird leben, wenn Bonaparte oder Bismarck oder die anderen Mächtigen vergessen sein werden.

Wenn es eine Gnade des Fortschritts gibt, dann ist es die Expansion des Bewusstseins, in dem die Zerstörer keinen dauerhaften Platz zu finden scheinen, weil sie nichts mit dem Reichtum zu schaffen haben, der sich uns öffnet: Sie wollten vielmehr die schreckliche Vereinfachung, ja die Verarmung der menschlichen Landschaft. Sie liebten das Leben nicht. Sie überzogen die Menschen mit ihrer Krankheit zum Tod.

Clemenceau, der grimmige Retter Frankreichs im Ersten Weltkrieg, sagte den Deutschen nach, sie liebten das Leben nicht. Er täuschte sich darin nicht völlig. Sie überließen sich zu rasch dem Sog der Tiefe, der Verzweiflung, oder warfen sich allzu entschlossen ins Tüchtige, Überordentliche. Kraft und Zeit zur Lebensliebe blieben selten.

Darum wohl war der Widerstand gegen den Geist der Vernichtung so beschämend gering. Indes, die bösen Geister verloren ihre Macht – wenigstens in unseren Bereichen des Erdkreises (wir dürfen freilich nicht zu sicher sein, dass dies immer so bleibt). Die Wandlung ist Realität.

Am Strand hinter der Palmenallee sehe ich oft junge Familien, auch deutsche. Die Mütter und Väter gehen anders mit den Kindern um, als wir es gewohnt waren. Sie erziehen weniger. Sie lachen mehr. Sie reglementieren kaum. Sie spielen. Ihr Gang und ihr Blick hat manche Schwere verloren. Die jungen Mütter und Väter sind leichter geworden. Man sieht ihnen an, dass sie das Leben lieben. Man sieht es vor allem den Kindern an. Die Lebensliebe schenkt uns vielleicht die Ehrfurcht vor dem Leben, die uns der große Albert Schweitzer lehrte, der Elsässer, Deutsch-Franzose, Theologe, Urwaldarzt, der Orgelspieler, der Biograph Johann Sebastian Bachs. Der Wegweiser. Ach Iris, es gelang gewiss nicht immer, ihm zu folgen. Wir haben es versucht.